

"Vorbild wird man nicht, das ist man"

Der Erziehungswissenschaftler Michael May über Vorbilder, Idole, konservative Irrtümer und die Versäumnisse der 68er

Vom 02.07.2005

Vorbilder haben zur Zeit Hochkonjunktur. In Zeiten von Managern, die vor allem sich selbst zu bereichern scheinen, Politikern, die beliebig austauschbar wirken, und Pop-Sternchen, die - kaum aufgegangen - wieder verglühen, wächst die Sehnsucht nach echten Vorbildern. Über das Phänomen sprachen wir mit Michael May, Erziehungswissenschaftler an der Wiesbadener Fachhochschule.

Von

Christian Lahr

"Im Gegensatz zu früher suchen sich Jugendliche ihre Vorbilder heute selbst aus", erklärt Michael May lächelnd und weiß zu dieser scheinbar logischen Tatsache gleichzeitig erstaunliche Hintergründe. "In der Pädagogik, vor allem in ihrer geisteswissenschaftlichen Ausprägung des 19. Jahrhunderts, gehörte es zu den Grundfesten, dass Pädagogen Vorbilder zu sein haben", betont der Professor.

Mittlerweile hätte sich aber auch unter Lehrern, Sozialarbeitern und Erziehern herumgesprochen, dass sich eine Vorbildfunktion nicht einfach festlegen lasse, sondern dass Erwachsene aufgrund einer bestimmten Haltung - meist eher unbewusst - für Jugendliche zum Vorbild werden.

Was und wer aber sind Vorbilder? Hier bemüht der Erziehungswissenschaftler einige Jugendstudien, denen interessante Ergebnisse zu entnehmen sind. So hätten 1955 noch mehr als 50 Prozent der Jugendlichen ein Vorbild gehabt, davon drei Viertel einen Elternteil. 1996 sagten nur noch 16 Prozent der jungen Menschen, sie hätten ein Vorbild, wobei diese vor allem aus dem so genannten Fernbereich kämen - bei Jungen aus dem Sport, bei Mädchen aus der Kultur- und Medienindustrie.

Spannend zu beobachten seien die Veränderungen seit dem Jahrtausendwechsel. "Vorbilder werden wieder in", sagt May, der allerdings beobachtet hat, dass sich die Vorbild-Arten unterscheiden: "Jugendliche, die sich selbst als bildungs- und erfolgsorientiert beschreiben, nennen wieder häufig die eigenen Eltern als Vorbilder." Die Gruppe der Jugendlichen, die sich eher zu den "Hedonisten" zählt, also Menschen, die vor allem das Leben genießen wollen, suchen sich Vorbilder aus der Welt der "Stars und Sternchen", der Popsänger und Boulevardgrößen.

Allerdings, und das wirft kein gutes Bild auf die Schulen, scheint für alle Jugendlichen festzustehen: "Lehrerinnen und Lehrer sind als Vorbilder so was von `out` - sie werden nur noch von den Politikern geschlagen", weiß Jugendforscher May. Er führt dies auf die Unlust der "professionellen Pädagogen" zurück, sich auch emotional auf Jugendliche einzulassen.

Mit der Pädagogik der 68er sei ein "falscher Professionalitätsbegriff" in die Erziehungsdebatte gekommen, glaubt May, der selbst mehrere Jahre mit Jugendlichen, die als "nicht mehr therapierbar galten", gearbeitet hat. Und er spart nicht mit Kritik an der eigenen Zunft: "Distanz, Laschheit und eine gewisse Egal-Haltung hat sich vor allem in die soziale Arbeit geschlichen." Dabei würden Jugendliche genau merken, ob sich der Mensch

als Erzieher einsetze und auch eigene Gefühle vermittele oder ob lediglich ein Programm, eine Theorie heruntergespult werde.

Allerdings bedeutet das nach den Worten des 1956 in Limburg geborenen Professors keinesfalls, "dass jetzt die große Stunde der konservativen Pädagogik von Zucht und Ordnung Samstagsgespräch

sowie vermeintlicher Wert-Orientierung schlägt". "Der Irrtum der Konservativen ist, dass sie denken, man könne Autorität einfach festlegen", so May. Das funktioniere aber nicht, Autorität gewinne man aus einer persönlichen Haltung heraus, und Jugendliche übertrügen diese Autorität auf Menschen, die sie "gut finden". Nur wenn man sich eine Vorbildfunktion - bewusst oder unbewusst - "erarbeitet" habe, werde man als Vorbild akzeptiert.

Der Fachhochschul-Professor unterscheidet auch zwischen Vorbild und Idol, "selbst wenn da die Grenzen manchmal verwischen". So lasse sich beispielsweise der verstorbene Papst durchaus für einige Jugendliche als Idol definieren, wie auch Mutter Theresa. Allerdings habe keiner vor, "jetzt nach Indien in ein Obdachlosenheim zu fahren und Leprakranke zu betreuen". Ein Idol werde bewundert, ein Vorbild diene eher zum Nacheifern.

Trotzdem drücke sich in dieser Bewunderung eine Sehnsucht aus, wären gerade Jugendliche von Menschen, oder mit Blick auf die verstorbene Lady Diana, zumindest von der medialen Vermittlung von Menschen begeistert. "Ich glaube, die Pädagogik hat Idole zu lange verteufelt, sie muss die Sehnsüchte der Menschen nach etwas Bewundernswertem ernst nehmen und nicht nur in Kultur- und Medienkritik verfallen", meint May.

Michael May nennt als eigenes Vorbild auch heute noch den Philosophen Ernst Bloch, der voll Sprachgewalt eine Philosophie der Utopie und der Hoffnung vertreten habe. Ob der Professor, der in den 80ern über die Jugendbewegung des "Punk" promoviert hat, selbst ein Vorbild für seine Studenten ist, vermag er nicht zu sagen. "Jedenfalls lade ich sie nicht dazu ein", lächelt er. Gleichfalls versuche er, sich persönlich einzubringen, sich mit Gefühlen einzusetzen und so auch Reibungs- und Angriffsfläche zu bieten, etwa wenn er mit einer Gruppe Studierender ein Erlebnispädagogik-Projekt wissenschaftlich begleite.

Dass sich mit den Idolen der Medien- und Kulturindustrie sowie der kaum mehr vorhandenen Vorbildfunktion von Politikern und Lehrern gleichsam große Apathie unter den Jugendlichen breit mache, kann May nicht bestätigen. Gerade im Nahbereich engagierten sich Jugendliche, allerdings nicht in organisierten Formen, sondern in Initiativen und Projekten.

Und welche Vorwürfe auch immer man den 68ern in puncto Gesellschaftspolitik machen kann, in der eigenen Erziehung hätten sie - geprägt durch die autoritäre Haltung ihrer Eltern - auf Partnerschaft gesetzt und damit, wieder einmal unbewusst, vorbildlich gehandelt. So sei sein 24-jähriger Sohn kürzlich noch mit ihm und seinen Freunden zum Skifahren aufgebrochen. "Und das", so May, "hätte ich früher nie gemacht!"

Quelle: www.main-rheiner.de